

Blick auf das zu Tel Aviv gehörige Jaffa im Dezember 1998
Foto Wolfgang Eilmes

1 Direkt nach dem jüdischen Neujahrsfest 2019 hatte ich geplant, Israel hinter mir zu lassen und in die deutsche Hauptstadt zu fahren. Dort wollte ich das Leben von Baron Gustave de Chartier erforschen, eines in Vergessenheit geratenen französischen Archäologen, der sein Berufsleben der prähistorischen Forschung gewidmet hat.

Der Mann, den ich erforsche, lebte Anfang der Dreißigerjahre des letzten Jahrhunderts in Berlin, und sofern er nicht gerade leiblichen Gelüsten frönte oder seine Syphilis im Institut von Magnus Hirschfeld behandeln ließ, beteiligte er sich an Ausgrabungen in Palästina.

Ich wusste nicht genau, wie diese Etappe in Berlin aussehen würde, und mir war auch nicht ganz klar, warum ich meine Recherche ausgerechnet Gustave de Chartier widmete. Ich wusste nur: Ich wollte aus Israel weg. Die Zeit war reif für ein neues Kapitel in meinem Leben, und sei es auch nur von begrenzter Dauer.

Und ich war mir gewiss: Wenn es mir auf meine Art gelänge, die passenden Brotkrumen zu sammeln, würde ich schließlich eine ansehnliche Geschichte in der Hand halten.

Schriftstellerinnen und Schriftsteller richten den Blick auf die Erde und suchen dort nach Krumen. Die Geschichte wirft ihnen diese Brotkrumen zu, und alle Autoren sammeln die jeweiligen Krümel entsprechend ihrem Geschmack und ihrem Naturell.

Da zu diesem Zeitpunkt nicht klar war, für wie lange wir wegfahren, boten mein Lebensgefährte Lear und ich einer Bekannten, die chinesische Akupunktur praktiziert, an, in unserer Mietwohnung in Jaffa zu wohnen und sie als Praxis zu nutzen. Wir kannten unsere zukünftige Mieterin recht gut, und so habe ich vor der Abreise nicht alle meine persönlichen Sachen zusammengepackt, sondern nur die diskreteren Dinge. Etwa das Hochzeitsalbum meiner Großmutter aus Kairo, in dem sie einzelne, sorgfältig ausgeschnittene Personen eingeklebt und dessen Ränder sie mit goldenem Stift verziert hatte. Zudem private Briefe, wichtige Dokumente und Unterlagen und ein paar Gedichtbände mit Widmungen. Das alles packte ich in eine große Tasche, die ich in den Tiefen des Kleiderschranks verstaute.

Nur eine Sache wollte ich nicht in der Wohnung lassen, aber auch nicht ins Ausland mitnehmen: die alte goldene Uhr, die mein Vater, der Goldschmied ist, mir geschenkt hatte. Auf dem Verschluss des Armbands sind die Initialen meines Vaters eingraviert, die auch meine Initialen sind.

Am Vorabend des Neujahrsfestes fuhr ich also mit dem Bus von Jaffa zum Schmuckgeschäft meines Vaters ins Zentrum von Tel Aviv, um die goldene Uhr in seinem Tresor zu deponieren. Bevor ich den Laden betrat, blieb ich einige Augenblicke vor der Tür stehen und betrachtete ihn, wie ich es öfters tat.

Mein Vater saß in seiner Arbeitsecke. Die große Kunststoffbrille, die er zur Sicherheit immer bei der Arbeit trägt, bedeckte fast sein ganzes Gesicht. In einer Hand hielt er einen Propanbrenner, der Feuer auf einen Ring spie und diesen bis zum Schmelzpunkt des Goldes erhitzte, und in der anderen hielt er mit einer Zange ein winziges Stückchen Gold, das er gerade in den Ring einfügte.

Der Ring rötete sich immer mehr, ein kleines Loch tat sich auf, begann zu schmelzen. Mein Vater drückte das Goldstückchen auf das Loch und schweißte es in den Ring. Danach tauchte er den Ring mithilfe einer Zange in ein Glas mit einer durchsichtigen Flüssigkeit, und nach einem scharfen Zischen, das ich sogar hinter dem Sicherheitsglas zu hören meinte, holte er ihn heraus und legte ihn vorsichtig vor sich auf den Tisch. In diesem Moment hob er den Blick und sah mich. Er betätigte den Knopf unter seiner Arbeitsplatte, und als ich das vertraute Geräusch des Türöffners hörte, drückte ich die Tür auf und betrat das Geschäft.

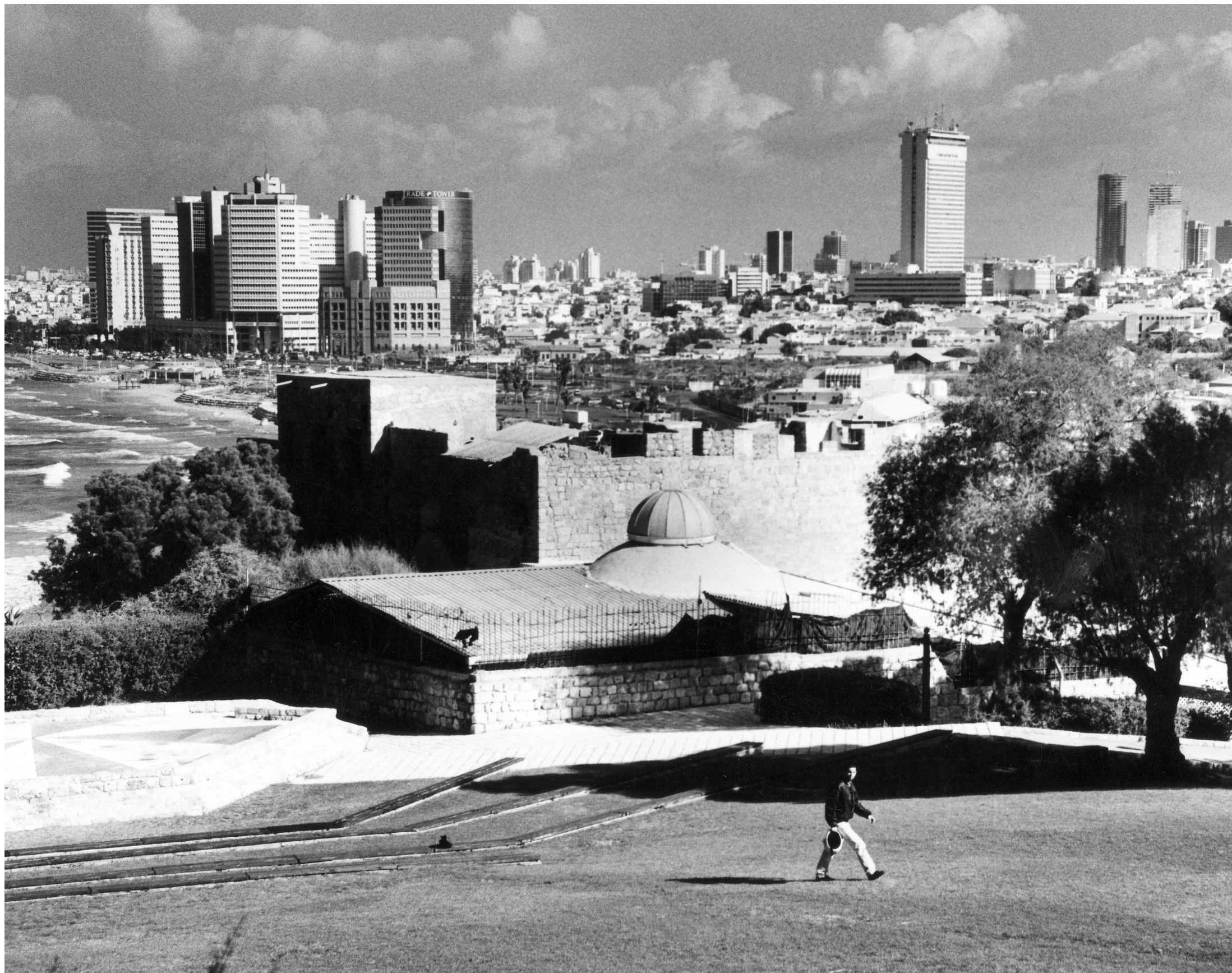
Ich ging zu seinem Arbeitstisch, mein Vater beugte sich zu mir vor, und ich küsste ihn auf beide Wangen. Ich wollte die Uhr aus der Tasche ziehen, zögerte jedoch. Plötzlich war mir klar: Nicht deshalb war ich an diesem Tag in seinen Laden gekommen, sondern aus einem ganz anderen Grund. Ich wollte seinen Segen zu meiner Reise.

Und gleichzeitig wusste ich: Seinen Segen und seine endlose Liebe würde ich bekommen. Sein Verständnis – nie.

2. Erinnerungssplitter: Ich bin einundzwanzig. Frühstück am Schabbat. Meine Eltern, meine drei kleineren Brüder und ich sitzen um den runden Tisch im Wohnzimmer. Mutter serviert uns allen geschälte gekochte Eier, klein geschnittene Tomaten, Hüttenkäse und einfachen mageren Schnittkäse. Die Familie isst schweigend, bis ich ihnen irgendwann erzähle, dass ich vorhabe, nach Paris zu fahren und an der Sorbonne zu studieren. Als sie das hören, schauen alle zu meinem Vater. Er nimmt das Messer, schneidet das harte Ei in Scheiben und sagt ruhig und beherrscht: „Ich habe dich nicht großgezogen, damit du mich verlässt.“

Zwei Jahre später komme ich aus Paris auf Heimatbesuch. Mein Vater holt mich am Flughafen ab, und auf der Fahrt in die Stadt erzähle ich ihm, dass Jean-Michel und ich beschlossen haben zusammenzuziehen. Mein Vater schweigt. Ich versuche wieder, mit ihm über Jean-Michel zu reden, doch er wechselt das Thema. Ich frage ihn: „Wie hättest du dich gefühlt, wenn Großvater, als du in meinem Alter warst und mit ihm über Maman reden wolltest, jedes Mal das Thema gewechselt hätte?“ Mein Vater schweigt einen Moment, dann sagt er leise: „Du weißt, das ist schwer für mich“, und ich sage: „Ich liebe Jean-Michel, und ich habe vor, mit ihm eine Familie zu gründen. Versteh das bitte. Du musst dich entscheiden, was für eine Art von Beziehung zu mir du willst; wir sind erwachsene Menschen. Wenn du mich nach bei dir willst, wirklich nah, dann musst du dich ein bisschen bemühen.“

Nach ein paar Monaten kommt mein Vater tatsächlich nach Paris. Wir gehen zu dritt in ein Restaurant, und die meiste Zeit während des Essens wagt er es nicht, Jean-Michel direkt anzuschauen. Aber das Treffen ist dann doch noch gut und sogar angenehm verlaufen.



Abschied von Jaffa

Eine Familienangelegenheit aus Israel

Von Moshe Sakal

Als er in Paris ist, machen wir beide auch einen Ausflug nach Zürich. Die Schweiz hat mein Vater schon immer gemocht. Am Zürichsee bleiben wir vor der Statue von Ganymed und dem Adler stehen. Mein Vater hebt den Kopf und betrachtet den Adler, wie er seinen Schnabel zum Glied des Knaben reckt, der in seiner ganzen jugendlichen Schönheit dargestellt ist, und ich erzähle ihm: „In der griechischen Mythologie war Ganymed ein schöner Jüngling. Zeus sah ihn vom seinem Himmel herab und staunte über die Schönheit des Knaben. Er verwandelte sich in einen Adler, zog einige Runden über ihm, stürzte sich dann auf die Erde und entführte Ganymed!“

Mein Vater schaut mich an, wartet auf die Fortsetzung der Geschichte und fragt schließlich: „Und was hat er mit ihm gemacht?“

„Er... er war mit ihm zusammen“, antworte ich, und mein Vater nickt schweigend.

Drei Jahre später packe ich alle meine Sachen und verschiffe sie in einem Container von Marseille nach Ashdod. Ich kehre nach Israel zurück. Mein Vater bietet mir an, bei ihm im Geschäft als Goldschmiedlehrling anzufangen. Keiner meiner Brüder wollte das Handwerk erlernen, und er sagt mir, ich als Ältester müsse das Geschäft und die Ware kennenlernen, um zu wissen, wie ich irgendwann in der Zukunft damit umgehen muss.

Jeden Tag fahre ich auf dem Fahrrad in den Schmuckladen und setze mich an den kleinen Tisch, den mein Vater für mich gebaut hat, und arbeite. Die Aufgaben, die er mich machen lässt, sind, was man Drecksarbeit nennt: das Zurechtsägen und Polieren von Silberbändern (er sagt, es sei noch zu früh, mich mit Gold arbeiten zu lassen) und das Polieren von Ringen mit einem lärmenden martialisches Gerät, dessen rotierende Bürste die Finger mit schwarzen Flecken übersät, die nachher entsetzlich schwer wegzukriegen sind.

Jedes Mal, wenn eine langjährige Kundin den Laden betritt, wirft sie einen kurzen Blick auf mich

und fragt dann meinen Vater: „Das ist der Erbe?“

Mein Vater lächelt stolz. „Das ist der Erbe.“ Die Kundin: „Er sieht Ihnen ähnlich. Wie zwei Tropfen Wasser.“

Mein Vater: „Na, dann muss ich mir ja keine Sorgen machen.“ Beide lachen. Immer derselbe Dialog.

In den folgenden Jahren verlassen uns ältere Verwandte, aber nicht nur die hochbetagten: Meine Mutter verliert ihren einzigen Bruder, der jünger ist als sie und eines Tages tot umkippt; Herzschlag. Die Familie spaltet sich nun in neue Richtungen auf, diesmal auf horizontaler Ebene: Meine Schwester und mein Bruder bringen Kinder zur Welt und richten sich ein, im Land zu bleiben. Dagegen schweiften Lear und ich unstet und flüchtig durch die Welt. So oft es geht, fahren wir in den Ferien an alle möglichen Orte der Welt, retten uns für eine Weile aus dem Land.

Mein Vater verändert sich mit den Jahren, er wird weicher; jetzt liebt er Lear wie seinen eigenen Sohn. Lear und ich sind immer wieder in der Welt unterwegs, kehren zum Schluss aber stets nach Israel zurück. Bis die Zeit kommt, wieder ins Exil zu gehen.

3. „Habt ihr alles eingepackt, was ihr braucht?“, fragte mein Vater.

„Ich denke schon“, antwortete ich.

„Und diese Akupunkturistin wird in eurer Wohnung wohnen?“

„Ja, zur Untermiete.“

„Nie im Leben könnte ich einen Fremden in meinem Haus wohnen lassen“, sagte er. „Von meinem Geschirr essen. In meinem Bettzeug schlafen.“

„Hör zu“, sagte ich und schob die Hand in die Tasche, „ich habe dir die Uhr mitgebracht, damit du sie in deinem Tresor aufbewahrst.“

Mein Vater nahm schweigend die Uhr, betrachtete sie kurz und schloss dann mit dem Schlüssel,

der um seinen Hals hing, den Tresor auf. Im Tresor öffnete er mit einem weiteren Schlüssel einen kleineren Tresor und legte in diesen Tresor im Tresor die goldene Uhr.

„Sag noch mal, für wie lange fahrt ihr weg?“

„Für ein paar Monate“, sagte ich, „vielleicht für ein Jahr. Das ist noch unklar.“

„Und was wirst du dort machen?“, wollte er wissen, und ich fragte mich im Stillen, ob er mir nicht zugehört hat, als ich es ihm das erste Mal erzählte.

„Ich recherchiere für ein neues Buch, über das Leben eines französischen Archäologen. Je mehr ich über diesen Mann lese, umso mehr verstehe ich, dass ich dazu berufen bin, seine Lebensgeschichte zu schreiben.“

„Interessant“, sagte er. „War er Jude?“

„Nein.“

Er war kein Jude, wollte ich meinem Vater sagen, doch als ich die Geschichte seines kurzen Lebens von Großmutter Madeleine gehört hatte, hatte ich sofort gespürt, dass er und ich Geschwisterseelen waren. Dieser Drang zur Wanderschaft, das Exil, das unstillbare Interesse an der fernen Geschichte und dem ersten Menschen. Aber es hat mir auch in der Seele wehgetan, seinen enormen Selbstzerstörungstrieb zu sehen.

Gustave de Chartier war ein ewiger Exilant. Er war aus seiner Heimat nach Berlin gezogen und von dort nach Palästina und Kairo. Der Vater von Gustave de Chartier hat seinen Sohn nie akzeptiert. Mein Vater dagegen akzeptiert mich so, wie ich bin. Sagen wir, fast. Nur meinen Wandertrieb versteht und akzeptiert er nicht. Das ist in seinen Augen sehr unjüdisch, aber in meinen Augen ist es das Jüdischste, was es gibt.

Wieder herrschte Schweigen, bis mein Vater schließlich den Kopf hob und halb im Spaß und halb ernst fragte: „Sag, du gehst also wirklich weg aus Israel?“ Und seine blauen Augen sagten: Du gehst also wirklich weg von mir?

Nicht der Generationenunterschied trennte uns, nicht die Lebensumstände. Da gab es noch eine andere Kluft. „Dieses Land frisst seine Bewohner“, sagte ich ihm, „das sagst du doch selbst immer.“

„Mag sein“, erwiderte er, hob die goldene Lupe, die ebenfalls immer an seinem Hals hing, vor die Augen und betrachtete den Diamanten, der in den Ring gefasst war. „Aber selbst wenn das Land seine Bewohner frisst, ist das kein Grund wegzugehen.“

„Sag mal, Papa“, fragte ich nach längerem Schweigen, „hab ich dir erzählt, was mir diese Woche auf dem Platz am Uhrenturm in Jaffa passiert ist?“

„Nein, was ist dir da passiert?“

„Ich saß an einem Ende des Platzes auf der Bank unter einem Baum und las ein Buch.“

„Und?“

„Irgendwann spürte ich kräftige Hiebe auf dem Kopf. Dermaßen plötzlich und schmerzhaft, dass ich richtig vornübergekippt bin. Nachdem ich mich etwas erholt hatte, stand ich auf, tat ein paar Schritte, blieb in sicherer Entfernung stehen und sah, dass unter der Bank, auf der ich gesessen hatte, ein Rabenjunge lag, das aus dem Nest gefallen war.“

„Mit Raben ist nicht zu spaßen“, sagte mein Vater, „das ist bekannt. Pass auf, dass du da nicht noch mal langgehst, denn sie erinnern sich an dich. Sie haben ein hervorragendes Gedächtnis.“

„Warte. Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ich bekam eine Beule, da wo die Raben mich gepickt hatten, und ging in ein arabisches Restaurant dort am Platz. Die Besitzerin hatte den Angriff aus der Entfernung beobachtet, sie setzte mich auf einen Stuhl, brachte ein Handtuch mit Eis und legte es mir auf den Kopf. Wir saßen beide da, schwiegen und schauten auf den Uhrturm, und dann erzählte sie mir, man habe den Uhrturm dort für den türkischen Sultan Abdülhamid errichtet. Im zweiten Stock habe die Tughra angebracht, das kalligraphische Siegel des osmanischen Sultans, und im oberen Stockwerk zwei Uhren.“

„Warum zwei?“, fragte mein Vater.

„Das genau ist die Sache. Die Besitzerin des Restaurants erzählte mir, es sei ein reicher Jude aus Jaffa gewesen, der den Turm habe bauen lassen, weil er einfach genug davon hatte, dass die Leute immer in seinen Laden kamen und nach der Uhrzeit fragten. Deshalb habe er einen Uhrmacher und Goldschmied beauftragt, zwei Uhren an dem Turm anzubringen: eine, damit die Leute sehen, wann sie zum Zug gehen, und die andere, damit sie sehen, wann sie zum Gebet in die Moschee aufbrechen müssen.“

„Eine nette Geschichte“, sagte mein Vater, „es stimmt, die Leute kommen wirklich gern in den Laden und nerven einen.“

4. In meiner Jugend betrachtete mich mein Vater an den Schabbatmahlzeiten immer lange, wie ich vor meinem vollen Teller saß und nichts anrührte. Manchmal habe ich doch ein paar Bissen in den Mund gesteckt. Immer wieder hörte ich von ihm den Satz: „Wie nur bist du aus mir rausgekommen?“

Er hat das nicht ärgerlich gesagt, sondern mit einem großen Staunen. Wie bin ich bei ihm raus-

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Glücklich diejenigen, die den Himmel von einem guten Ort aus betrachten können

Der zweite Brief der afghanischen Schriftstellerin Masoma Kawsary an ihre deutsche Kollegin Heike Geißler

Schweden, Stockholm, 17. September 2023

HALLO, LIEBE HEIKE,

mit Freude habe ich Deinen Brief gelesen, und noch mehr gefreut hat es mich, dass Du schreibst, dass mein Brief etwas in Dir angesprochen hat. Ich möchte diesen mit den letzten Worten Deines Briefes beginnen, die mir deutlich im Gedächtnis geblieben sind. Du hattest geschrieben: „... (und warte auf Post)“. Ich hoffe, diese Wendung wurde richtig übersetzt, und Du dachtest dabei an jene Person, die die Briefe an die Haustüren bringt – natürlich die handschriftlichen, auf weißem Papier geschriebenen, manchmal mit Blumenornamenten am Rand. Jetzt gibt es immer noch Postboten, aber sie unterscheiden sich von den früheren: Sie bringen meist offizielle Schreiben, manchmal auch ein Paket aus weiter Ferne. In der heutigen Zeit brauchen die Menschen weniger Postboten, das Internet übernimmt jetzt deren Aufgabe. Vor dreißig Jahren hingegen, als es zumindest in meiner Heimatregion noch kein Internet, keine Computer, Telefone oder Ähnliches gab, war der Postbote die einzige Person, die die Gefühle weit voneinander entfernt lebender Menschen zusammenbringen konnte.

Deine Worte versetzten mich zurück in die Zeit, als ich eine Jugendliche und das Lesen meine große Leidenschaft war. Nachdem ich damals den Roman „Daddy Langbein“ von Jean Webster gelesen hatte, wünschte ich mir, genau wie dessen Protagonistin Judy einen Förderer zu haben, der mir regelmäßig Briefe schicken würde. Besonders, da auch ich unter finanziellen Problemen litt! So wie Judy war ich ebenfalls dünn, und über die Dächer der Häuser zu laufen war meine Lieblingsbeschäftigung. Die Vorstellung, einen Brief zu erhalten, löste in mir herzerwärmende Gefühle aus. Als ich später Briefe tatsächlich erhielt, löste das jedoch nicht die angenehmen Gefühle aus, die ich mir erträumt hatte. Vielmehr warf ich sogar den einzigen Brief, den ich je von einem Verehrer erhalten habe, aus Angst vor Entdeckung ins Feuer, ohne ihn gelesen zu haben. Es war Winter, und Feuer ist das beste Mittel zur Vernichtung von Beweisen für ein Verbrechen, das in meinem Land sogar heute noch mit schweren Strafen wie etwa Steinigung geahndet werden kann. Nach all den Jahren denke ich noch immer daran, so wie auch heute Abend. Ach, hätte ich den Brief doch nur gelesen!

Ich freue mich, dass die Lektüre meines Briefes Dich zum Lachen gebracht hat, und noch mehr freut es mich, dass einige meiner Sätze Dich in das Reich der Phantasie entführen konnten. Ich denke, ein Brief, der die Lesenden in ein paar kurzen Zeilen mit manchmal widersprüchlichen Gefühlen fesseln kann, müsste doch interessant sein!

Aber ein solcher Brief kann nicht wie eine fiktive Geschichte wirken. Meiner Meinung nach sind Briefe eines der wenigen schriftlichen Zeugnisse, die verlässliche Dokumente für die Nachwelt darstellen können. Deshalb versuche ich beim Briefeschreiben nicht, meine Phantasie walten zu lassen, sondern bemühe mich vor allem, Ereignisse niederzuschreiben, die für Lesende in aller Welt und zu allen Zeiten lehrreich sein können – lehrreich in mehrerlei Hinsicht. Ein anderer Grund dafür, dass



Masoma Kawsary, geboren 1974 in Afghanistan, musste nach der Machtübernahme der Taliban nach Stockholm fliehen.

ich keine fiktiven Geschichten schreibe, ist, dass uns im realen Leben so viele seltsame Ereignisse begegnen, dass für Ausgedachtes gar kein Raum mehr bleibt.

Liebe Heike, Du hast über die Schwere meines Satzes „In den Erinnerungen meiner 49 Lebensjahre ist keine einzige schöne Szene enthalten, von der ich Dir heute erzählen könnte“ geschrieben und darüber, welchen Schaden dieser Satz womöglich anrichten könnte, wenn er eine Sache wäre. Ich bin froh, dass unsere Gefühle keine materielle Substanz haben. Denn stell Dir nur einmal vor: Wenn während der Millionen Jahre menschlichen Lebens auf dieser Erde unsere Worte, Gefühle und Schmerzen Dinge gewesen wären, wäre das Leben auf der Erde niemals bis an den Punkt gekommen, an dem Du und ich

heute gezwungen sind, dieses Zeitalter mit all seinem Schmerz erleben zu müssen. Viel früher schon, vielleicht, als die Kinder Adams sich zum ersten Mal gegenseitig malträtierten und einander töteten, hätte die Schwere des Kummers über diese Tyrannei nicht zugelassen, dass die Welt bis heute in dieser Form weiterexistiert. Dass Du so aufrichtig schreibst: „Ich habe vor zwei Jahren (und nicht zum ersten Mal) aufgehört, in die Welt zu schauen, habe mich verschlossen, abgedichtet gegen Eindrücke“, macht mir nichts aus. Du und alle anderen Menschen haben das Recht zu entscheiden, was sie sehen wollen und was nicht, was für sie bedeutsam ist und was nicht. Aber sei andererseits bitte nicht verstimmt über meinen Satz: „Wenn Ihr an uns vorbeigeht, schaut bitte nicht weg.“

Wir sind in der Situation eines Ertrinkenden, der weiß, dass er nichts mehr tun kann und sein Ende naht, und der in seiner ohnmächtigen Verzweiflung noch einen letzten Schrei ausstößt, obgleich er weiß, dass niemand ihn hören oder sehen wird. Wir wissen, dass die Politik gnadenlos ist, dass sie einen manchmal zwingt, sich gegenüber dem Zweckmäßigen taub und blind zu stellen. Noch besteht Hoffnung, dass die Menschheit der Politik die Macht nicht voll und ganz überlassen hat.

Heute ist Sonntag, und es war vereinbart, dass ich Dir heute meinen Brief schicke, aber leider habe ich es nicht geschafft, ihn rechtzeitig fertigzustellen. In den vergangenen zwei Wochen habe ich Deinen Brief mehrmals gelesen. Deine Sätze waren manchmal etwas schwierig für mich. Vielleicht lag es ganz allgemein an Übersetzungsproblemen, vielleicht auch am Text selbst. Jedenfalls konnte ich den Antwortbrief erst schreiben, nachdem sich bei mir das entsprechende Gefühl eingestellt hatte. In den letzten Stunden des Sonntags beschloss ich schließlich, mich hinzusetzen und meine Antwort zu formulieren. Wie Du schon vermutet hast, geschieht dies in einem hellen Zimmer mit weißlicher Tapete, nicht ganz weiß, eher stahlfarben, an einem weißen Schreibtisch und mit dem Laptop, nicht mit Stift und Papier. Stockholm ist eine wunderschöne Stadt mit fleißigen, hart arbeitenden Menschen, und sie spiegelt deren Anstrengungen wider. Ich finde die Stadt unendlich schön. Wenn ich manchmal aus dem Fenster in den Himmel schaue, erinnere ich mich an die Worte meiner Schwester, die wehmütig sagte: „Weißt du, Masoma! Menschen aus allen möglichen Teilen der Welt können diesen Himmel sehen. Er breitet sich sowohl über Afghanistan als auch über andere Länder. Glücklich diejenigen, die ihn von guten Orten aus beobachten können!“ Meine Schwester ist nicht mehr da, sie ist seit Jahren selbst im Himmel.

Ich aber kann den Himmel, den ich in den schwarzen Tagen der Verzweiflung und unter dem Schatten der Taliban-Herrschaft gesehen habe, auch an diesem Punkt der Welt und nun in bester Verfassung betrachten und meiner Schwester sagen, dass ich es endlich geschafft habe, ihn von einem freien Land aus zu beobachten, von einem Ort aus, an dem alles einen Wert hat: Menschen, Pflanzen, Tiere. Kurz gesagt: Jedem Element der Schöpfung begegnen Menschen hier mit Achtung vor dessen Würde, nichts kann Diskriminierung hervorgerufen, alles wird unabhängig von seiner Form, Farbe und seinem Zustand respektiert und geachtet. Auch wenn diese Erfahrung nur kurz währen sollte und ich diese schöne Stadt eines Tages aufgrund ihrer Einwanderungspolitik wieder verlassen muss, so ist es doch in jedem Fall etwas so Beeindruckendes, dass ich es niemals vergessen werde.

Liebe Heike, im vorigen Brief hatte ich Dir geschrieben: „Wie Wasser, dem kein Stein den Weg versperren kann, habe ich mich durch nichts aufhalten lassen.“ Und Du hast mich darum gebeten, Dir auf Deine Fragen zu antworten: „Wie warst Du Wasser, dem kein Stein den Weg versperren kann? Wie konntest Du das werden, wie konntest Du das sein?“ Meiner Auffassung nach reagieren die Menschen auf Veränderungen im Leben unterschiedlich. Probleme zerstören uns manchmal – manche

bringen uns um, andere veranlassen uns dazu, zumindest über sie nachzudenken. Manchmal aber machen sie uns auch widerstandsfähig. Nicht alle von uns reagieren in gleicher Weise etwa auf einen Krieg oder auf persönliche Probleme. Durch das Erleben beider Arten von Schwierigkeiten, mit denen ich sowohl in der Gesellschaft als auch in der Familie zu kämpfen hatte, habe ich gelernt, dass ich mich manchmal wie ein Wasserstrahl schmal machen muss, um die schwierigen Engpässe des Lebens durchqueren zu können. Manchmal wartete ich wie Wasser, das einen Stein erreicht und dort eine Weile verharrt, auf das Ende der Probleme, mit denen ich konfrontiert wurde. Natürlich nicht in dem Sinne, dass ich dasaß und gar nichts tat, sondern ich versuchte wie das Wasser eine Öffnung zu finden, um meinen Weg fortzusetzen. Sollte ich einmal keinen solchen Durchlass entdecken, muss ich eine Wolke werden und an einem besseren Ort als Regen niedergehen.

Ich habe mir selbst beigebracht, dass ich angesichts aller Lebensprobleme nicht nur über einen Lösungsweg nachdenken sollte, sondern dass ich, um zu überleben und eine Situation zu verbessern, stets bereit sein sollte, mich dem Schlimmsten zu stellen. Jetzt, da ich mit dem Schlimmsten konfrontiert bin, überlege ich, was wohl das Beste wäre, das ich tun könnte.

Manchmal lag ich auch, wie wohl jeder Mensch, aus Verzweiflung die ganze Nacht lang wach und weinte bis zum Morgen wegen meiner Ohnmacht. Aber wenn ich morgens aufstand, erwachte etwas Neues in mir zum Leben, eine neue Hoffnung oder eine neue Möglichkeit.

Als ich auf die Welt kam, hat mich niemand gefragt, ob ich mit diesen oder jenen Eigenschaften irgendwo anders hingehen möchte. Niemand hat mir die Erlaubnis gegeben oder gesagt, dass ich mir meine Familie, mein Geschlecht und meinen Geburtsort aussuchen kann. Aber jetzt, da ich nun einmal da bin, kann und muss ich selbst entscheiden, so zu leben, wie ich denke, und nicht so, wie andere denken. Natürlich ist diese Anforderung in meinem Land nicht leicht umzusetzen, besonders nicht für Frauen.

Zum Schluss, liebe Heike, schreibe auch ich nun, dass ich auf den Postboten warten werde! Ich hoffe, obwohl ich nicht mehr danach strebe oder davon träume, Jerusha Abbott zu werden, und obwohl Du nicht Jervis Pendleton bist, auf diese Weise das schöne Gefühl aus meiner Jugendzeit, zumindest für ein paar Minuten noch einmal erleben zu können.

Herzlich

MASOMA KAWSARY

Aus dem Dari-Persischen von **Bianca Gackstatter**.

Der Briefwechsel von Masoma Kawsary mit Heike Geißler ist Teil des Programms „Untold Narratives – Weiter Schreiben. Briefwechsel mit afghanischen Autorinnen“ (<https://weilerschreiben.jetzt/>). Ihre ersten beiden Briefe erschienen in „Bilder und Zeiten“ am 26. August. Heike Geißlers Antwort auf den hier abgedruckten Brief von Masoma Kawsary steht heute auf Seite 4 dieser Beilage.

Fortsetzung von der vorherigen Seite

Abschied von Jaffa

gekommen? Zwar durch den Geburtskanal meiner Mutter, aber eben doch aus ihm bin ich rausgekommen. Aus seinem Samen. Aus dem Erbe in seinen Chromosomen und denen jener Generationen, aus denen er, mein Vater, hervorgegangen ist.

Diese erdrückende Tatsache war schwer zu leugnen, denn wir haben ja dieselben Augen, dasselbe Lächeln. Doch unser Körperbau unterscheidet sich ein bisschen. Meiner folgt wohl dem Typ meines Großvaters väterlicherseits, dessen Namen ich auch trage. Und trotzdem bin ich von ihm, von meinem Vater rausgekommen. Und zwar wie?

Sensibel bin ich rausgekommen. Wurzellos. Ein Exilant. Zu Schwermut neigend. Zu dünn. Habe mich nie für Sport interessiert und Fußball richtiggehend gehasst, trotz und vielleicht wegen des Fußballvereins, in den sie mich schon früh geschickt haben. Die populären Schlagler, die man in unserer verzweigten Familie bei Hochzeiten und Bar-Mitzwa-Feiern spielte, habe ich verabscheut. Meine Bar-Mitzwa-Feier mit dreizehn hab ich nicht gemocht. Mein Hirn entwickelte sich damals gerade von einem Kinderhirn zu einem, das langsam in die Welt der Erwachsenen durchdringt, wie ein Zahn aus dem Kiefer. Und ich spürte, es war für mich absolut unpassend, mich einer so großen Menge von Leu-

ten auszusetzen und zu verkünden, ich stünde jetzt auf eigenen Füßen.

Mein Vater stand gegenüber der viel zu großen Versammlung, die viel zu früh morgens in der Synagoge zusammengekommen war, und sagte den Satz, den ein jüdischer Vater bei diesem Anlass sagt: „Gepriesen sei, der mich davon befreit hat, für diesen Jungen bestraft zu werden.“

Gepriesen sei, der ihn von meiner Strafe freispricht.

Um die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht anders als mein Vater rausgekommen, bin ihm vielmehr sehr ähnlich, sehr viel ähnlicher, als er es zugeben konnte. Mein Vater ist nie ein Macho gewesen, nie der männliche Typ, obwohl er es vielleicht versucht hat. Er ist ein angenehmer sanfter Mann, der Streit meidet und seine Kinder sanft erzog, manchmal auch mit einer Unnachgiebigkeit, die er bei aller Sanftheit ebenfalls besaß. Er war immer stolz auf seine Herkunft, fühlte sich mit seinen syrischen Landsleuten aber auch oft sehr unwohl, er ärgerte sich über seine Eltern, leugnete diesen Ärger aber, er verbot mir, mich über meine Mutter zu ärgern, verbot mir, mich über ihn zu ärgern, er verlangte von mir endlose Liebe und hing mit endloser Liebe an mir, er hat sich nie damit abgefunden, dass ich von ihm, aus seinem Haus, aus seinem Land, aus seinem Handwerk weggegangen bin, und aus seiner Einsprachigkeit.

5. Als ich das Geschäft meines Vaters verließ, wurde es schon Abend. Ich ging Richtung Westen, bis zum Meer. Die Sonne begann zu sinken, und ihre Strahlen blendeten mich. Ich musste an die Pendeluhr in Sebalds Buch „Schwindel. Gefühle“ denken, das ich gerade ausgelesen hatte. „Der Regulator tickte, und immer eh er zu schlagen anhub, ächzte er lange auf, als brächte er es nicht über sich, den Verlust einer weiteren Viertelstunde anzuzeigen“, und plötzlich verspürte ich einen leichten Schwindel. Ich wandte meinen Blick vom Meer ab, und ein oder zwei Minuten

später blieb ich stehen und begann nach Süden zu gehen. Nach Hause, nach Jaffa.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, überkam mich wieder ein Schwindelgefühl. Die Welt drehte sich, wenn ich lag und wenn ich aufstand, und so vereinbarte ich notgedrungen einen Termin bei Dr. Sergej, einem Hals-Nasen-Ohrenarzt. Der Arzt setzte mich auf die Behandlungsliege, packte mich dann an der Schulter, legte mich schwingvoll auf die Seite und bewegte einen ausgestreckten Finger vor meinen verwirrten Augen. Dann setzte er mich wieder auf und legte mich auf dieselbe Art auf die andere Seite und die mehrere Male, zum Schluss klopfte er rhythmisch auf meine Schulter, bis das Steinchen zurück in seinen Gang rutschte und die Welt wieder an ihrem Platz stand. Und ich sicher auf meinen Füßen.

Am Abend von Neujahr saß ich auf dem Balkon und schaute auf den Uhrturm. Hinter ihm sah ich das Stückchen Meer, wo einige kleine Segelboote ankerten. Ein Wind blies vom Meer herauf und trieb sich in den Gassen herum. Baukräne ragten am Himmel zwischen mir und dem Turm empor, und auf unserem Balkongeländer hockte nun ein Rabe und rief: Nevermore.

6. Schriftstellerinnen und Schriftsteller vergeben gerne Codes in ihren Texten. Es gibt zwei Arten von Codes: Die offensichtlichen, die für die Betrachter bestimmt sind, und die verborgenen, die die Schriftsteller nur für sich selbst dort einbauen.

Man kann das vielleicht mit prähistorischen Höhlenzeichnungen vergleichen. In Höhlen in Frankreich und Spanien zum Beispiel findet man Zeichnungen von einer Vielzahl beeindruckender Tiere, von Pferden und Bären bis hin zu einem Einhorn. Wir wissen nicht mit Sicherheit, was die Besucher in diesen Höhlenhallen vor fünfzehntausend und mehr Jahren gemacht haben. Eine Annahme ist, dass man sich dort zu Übergangsritualen oder magischen Zwecken versammelte.

Einige Zeichnungen fand man in Höhlen, zu denen der Zugang beinahe unmöglich war, manchmal an Orten, die man nur erreichen konnte, indem man sich abseilte oder mit kleinen Booten hineinfuhr. Dort finden sich wunderschöne kleinere, einfachere Zeichnungen, die eine komplexe und rätselhafte Geschichte erzählen. Für wen waren diese Zeichnungen bestimmt? Vielleicht nur für den, der sie gezeichnet hat? Wer sollte sie entziffern? Vielleicht niemand?

Am Abend vor meiner Abreise nach Berlin legte ich mich hin, um auszurufen, und meine Augen standen weit offen wie die eines Toten. Meine Brust war zugeschnürt vor starrer Angst, doch pochte in ihr jetzt auch eine gewisse Regung, vielleicht Aufregung. Langsam begann der Körper sich



Moshe Sakal

Foto Bouz Arad

zu bewegen, und der Wind wehte vom Fenster herein. Zu allen Dingen, die ich in meinem Leben gesehen und erfahren habe, fügt sich nun eine weitere Schicht hinzu, noch ein Jahr in der Zählung der Jahre. Und ich kriege es gerade noch zu packen.

Und wieder bestürme ich mich, wie wir es in den Segenssprüchen an diesem Abend zu sagen pflegen: Es wird ein gutes Jahr werden!

Postscriptum

Die jüngsten Ereignisse in meinem Heimatland haben in mir das Bedürfnis geweckt, diese Erinnerung, die ich während des ersten Lockdowns geschrieben habe, noch einmal vorzunehmen. Der Text entstand nur wenige Monate, nachdem ich meine Reise von Tel Aviv nach Berlin angetreten und mich in einer Übergangswohnung in Neukölln niedergelassen hatte, das, wie es das Schicksal wollte, seitdem mein dauerhafter Aufenthalt in Deutschland geworden ist.

Seit damals hat sich das Leben mit dem Rhythmus der wechselnden Jahreszeiten entfaltet, sowohl in der Welt draußen als auch in meinem persönlichen Reich. Die Texte, die ich geschrieben habe, boten mir einen singulären Aussichtspunkt, um diese „schöne und grimmige Welt“ (Andrei Platonow) zu beobachten.

In jüngster Zeit habe ich in Deutschland ein derartiges Ausmaß an Unterstützung und Sorge erfahren, wenn es um meinen Geburtsort ging, wo meine geliebten Familienangehörigen immer noch wohnen, dass ich den Eindruck habe, dass ich bei allen Schwierigkeiten, die das Leben mit sich bringt, all den Sehnsüchten und Herausforderungen, den richtigen Platz für mein neues Zuhause gewählt habe.

Moshe Sakal, geboren 1976 in Jaffa, lebt als Schriftsteller in Berlin.

Aus dem Hebräischen von **Anne Birkenhauer**.